

A thick, solid red vertical bar runs along the left edge of the book cover.

Soziologie im Kontext von Behinderung

Theoriebildung, Theorieansätze
und singuläre Phänomene

A solid red square logo is positioned in the bottom right corner of the cover.

KLINKHARDT



18/2005/3636

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek
erhältlich.

2004.8.1. © by Julius Klinkhardt.

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung
des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Druck und Bindung:

AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Printed in Germany 2004

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier

ISBN 3-7815-1348-3

Inhalt

A. Einführung

Rudolf Forster

Strukturmöglichkeiten soziologischer Theoriebildung – Erste theoretische
Bestimmungstücke als Fundament für eine ‚Soziologie im Kontext
von Behinderung‘ 7

B. Aspekte zur Theoriebildung einer ‚Soziologie im Kontext von Behinderung‘

Rudolf Forster

Das Phänomen der Behinderung als soziale Struktur und
soziales Verhalten – Erste Aspekte einer ‚Soziologie im Kontext
von Behinderung‘ zwischen beschreibender ‚Sozialkunde‘
und differenzierter Gesellschafts- und Sozialtheorie 20

Wolfgang Jantzen

Soziologie der Behinderung und soziologische Systemtheorie –
Kritische Anmerkungen zur Systemtheorie von Niklas Luhmann
und ihrer Rezeption in der Behindertenpädagogik 49

Dieter Gröschke

Individuum, Gemeinschaft oder Gesellschaft? –
Heilpädagogik zwischen individualistischer Subjekt- und
kollektivistischer Gesellschaftswissenschaft 78

Jürgen Moosecker

Der Symbolische Interaktionismus – Reflexionsfeld
für die Heil- und Sonderpädagogik in mikro- und
makrosozialer Perspektive? 103

Jürgen Hohmeier

Die Entwicklung der außerschulischen Behindertenarbeit
als Paradigmenwechsel – Von der Verwahrung zur Inklusion 127

Anne Waldschmidt

Normalität – ein Grundbegriff in der Soziologie der Behinderung 142

**C. Soziologisch orientierte Theorieansätze und Sichtweisen
des Phänomens Behinderung**

Manuela Boatcă und Siegfried Lamnek
Genese und Internalisierung von Stigmatisierungsprozessen.
Zum Zusammenspiel von gesellschaftlichen Strukturen und
(Selbst-)Definition 158

Markus Dederich
Behinderung, Körper und die kulturelle Produktion von Wissen –
Impulse der amerikanischen Disability Studies für die Soziologie
der Behinderten 175

Wolfram Kulig und Georg Theunissen
Kommunitaristisches Denken – Eine mögliche Grundlage
für die Heilpädagogik und Soziale Arbeit mit intellektuell
behinderten Menschen? 197

Konrad Bundschuh
Soziologische und sozialpsychologische Herausforderungen
im Kontext heilpädagogischer Psychologie 218

**D. Singuläre Phänomene im Gegenstandsbereich einer ‚Soziologie
im Kontext von Behinderung‘**

Helga Deppe-Wolfinger
Zur gesellschaftlichen Dimension der Integrationspädagogik 244

Kerstin Ziemer
Das integrative Feld im Spiegel der Soziologie Pierre Bourdieus 264

Heinrich Greving
Zwischen Kapital, Macht und Assistenz:
Heilpädagogische Organisationen im Spannungsfeld 278

Vera Moser
Sonderpädagogik als Profession: Funktionalistische, system-
und strukturtheoretische Aspekte 302

Autorinnen und Autoren 315

Rudolf Forster

**Strukturmöglichkeiten soziologischer Theoriebildung
– Erste theoretische Bestimmungsstücke als
Fundament für eine ‚Soziologie im Kontext
von Behinderung‘**

Wenn man verstehen will, worum es in der Soziologie geht, dann muss man in der Lage sein, (...) seiner selbst als eines Menschen unter anderen gewahr zu werden.
Elias, 2.Aufl. 1971.

I
Wir stellen fest, dass die Frage nach der Struktur soziologischer Theoriebildung dadurch am besten beantwortet werden kann, wenn man nach der Verwendung von Theorie in der Soziologie, also auch in den Speziellen Soziologien fragt und auch einen Überblick über wichtige Entwicklungslinien der soziologischen Theoriebildung vermittelt. Vorab einige Anmerkungen zum Theoriebegriff allgemein.
Wie bei vielen Grundbegriffen der allgemeinen Wissenschaftssprache überhaupt ist es auch beim Begriff „Theorie“ kaum möglich eine exakte Definition anzugeben. Letztlich unmöglich ist dann der Versuch von Wissenschaftstheoretikern und Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen, sich auf einen uneingeschränkt einigen zu können. So stellt sich bei jedem Versuch zweierlei ein: Entweder er ist nur für bestimmte wissenschaftliche Disziplinen gültig und damit für andere nicht, oder, mit einer präzisen Festlegung der Begrifflichkeit erfassen sie nicht jene Charakteristika, die eben für diese mit diesem Theoriebegriff arbeitenden Wissenschaftlern besonders wesentlich sind. Will man also wissen, was unter dem Begriff der Theorie zu verstehen ist, dann gilt es nicht nach einer einheitlichen Begriffsdefinition zu fahnden, sondern es gilt zu sehen, was in der spezifischen Wissenschaft, etwa hier die Soziologie, unter dieser begrifflichen Kennzeichnung praktisch Verwendung findet. Die soziologische Theoriediskussion der letzten Jahrzehnte lässt sich vor allem dadurch charakterisieren, dass keine allgemein verbindlichen Modelle der Theoriebildung vorherrschen. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von sehr heterogenen Theorieansätzen standen und stehen nebeneinander, was sich letztlich auch auf

Genese und Internalisierung von Stigmatisierungsprozessen. Zum Zusammenspiel von gesellschaftlichen Strukturen und (Selbst-)Definition

1. Von Schönheitsidealen und Dauerkomplexen

„Congratulations! You are perfectly normal“. So könnte zwar auch das Ergebnis einer spannungsgeladenen ärztlichen Untersuchung in einer Folge von „Emergency Room“ lauten; tatsächlich handelt es sich aber um den Werbeslogan einer kommerziellen Haarpflegeserie (*Salon Selectives*, 2000). Entgegen der in der Werbeindustrie üblichen Strategie der Dramatisierung und Stigmatisierung von realen oder tatsächlichen „Makeln“, die allein mit dem Kauf des beworbenen Produktes zu beheben wären – siehe Anti-Falten Cremes, Anti-Schuppen Shampoos oder Anti-Plaque Zahnpasta – wirft ein Produkt mit dem Etikett „perfectly normal“, wie der dazugehörige Slogan auch zu suggerieren versucht, ein positives Licht auf seinen Kundenkreis. Doch so deutlich man auch mit dem Kauf eines solchen Produktes die eigene „Normalität“ – zumindest im Hinblick auf die Haarpracht – dokumentiert: an der Botschaft, dass man nur so lange als normal gilt, wie man das Produkt benutzt, ändert sich nichts.

Werbung, und insbesondere solche, die die Probleme und Mängel des menschlichen Körpers in den Mittelpunkt rücken, transportiert zugleich diejenigen Vorstellungen von Normalität, die unsere Alltagswahrnehmung strukturieren. Mehr als jedes andere Mediengenre legt Werbung einen „Korporalismus“ (Willems 2001, 309) nahe, der durch die Betonung von Schönheitsidealen, die Festlegung von Normalitätsgrenzen, innerhalb derer Devianzen zulässig sind, sowie durch die Dramatisierung von Makeln die Unterscheidung zwischen Normalität, normaler Abweichung und stigmatisierbarer Eigenschaft zu einem andauernden Balanceakt werden lässt. Dabei bedient sich die Werbung einer „Dramaturgie der Perfektion“ (Willems 2001, 307), mittels derer die Aufmerk-

samkeit weniger der produktiven Bekämpfung eines Makels und vielmehr der Hervorhebung des idealen, vollkommenen – eben des „perfectly normal“ – Körpers gilt. Wie eng unser allgemeines Verständnis von Normalität mit dem Vorhandensein bestimmter körperlicher Merkmale verbunden ist, zeigt ein viel zitiertes Beispiel Erving Goffmans: „In einem gewichtigen Sinn [gibt es] nur ein vollständig ungeniertes und akzeptables männliches Wesen in Amerika: ein junger, verheirateter, weißer, städtischer, nordstaatlicher, heterosexueller, protestantischer Vater mit Collegeausbildung, voll beschäftigt, von gutem Aussehen, normal in Gewicht und Größe und mit Erfolgen im Sport. Jeder amerikanische Mann tendiert dahin, aus dieser Perspektive auf die Welt zu sehen; dies stellt einen Sinn dar, in dem man von einem allgemeinen Wertesystem in Amerika sprechen kann. Jeder Mann, der in irgendeinem dieser Punkte versagt, neigt dazu, sich – wenigstens augenblicksweise – für unwert, unvollkommen und inferior zu halten“ (Goffman 1990, 158).

Jugendhaftigkeit, gutes Aussehen, Schlankheit und Sportlichkeit – Ansprüche an eine männliche Normalität, denen im Falle der weiblichen weitere zugesetzt werden (vgl. Willems 2001, 307ff.) – bilden das Kernstück einer Vielzahl von Werbebotschaften, in denen die dadurch definierte, ideale Körperverfassung mit Erfolgen in Beruf, Privatleben und allgemeinem sozialem Ansehen assoziiert wird. Durch die Zentralität, die der Körper hiermit gewinnt, und durch die werbliche Betonung des beschriebenen Dauer(minderwertigkeits-)komplexes wird das, was als Prozess der Aushandlung einer sozialen Identität beginnt, zum einseitigen Versuch, der Stigmatisierung – d. h., der Etikettierung als „unnormale“ – zu entkommen. Gleichzeitig wird so die Tatsache verschleiert, dass „ein Stigma nicht so sehr eine Reihe konkreter Individuen umfasst, die in zwei Haufen, die Stigmatisierten und die Normalen, aufgeteilt werden können, als vielmehr einen durchgehenden sozialen Zwei-Rollen-Prozess, in dem jedes Individuum an beiden Rollen partizipiert, zumindest in einigen Zusammenhängen und in einigen Lebensphasen“ (Goffman 1990, 169f.).

Im Falle der Verschränkung zwischen Korporalismus und dem heutigen Alltagsverständnis von Normalität bedeutet dies, dass Normalsein in einem hohen Grade mit Gesundheit und den (körperlichen) Signalen, die darauf hindeuten, gleichgesetzt wird. Die hohe Anzahl der Stigmata, die aus der Verletzung dieser gesellschaftlichen Norm heraus entstanden ist, macht die Tragweite der Normkonformität deutlich. So lautete die Auflistung der in Deutschland stigmatisierten Gruppen im Jahre 1975 „Zigeuner, Gastarbeiter, Obdachlose, Zeugen Jehovas, Kommunisten, Wehrdienstverweigerer, uneheliche Mütter, sexuell Deviante, Rauschgiftkonsumenten, Straftatlassene, *Körperbehinderte, Blinde, Alte, Geisteskranke und Sonderschüler*“ (Hohmeier 1975, 9; Hervorhebung M.B./S.L.). Nicht weniger als fünf der insgesamt fünfzehn genannten

Kategorien sind soziale Gruppen, die entweder durch eine Form von Behinderung gekennzeichnet sind oder die im Alltagsbewusstsein stereotyp mit körperlicher Gebrechlichkeit in Verbindung gebracht werden (z. B. Alte). Hinzu kommen solche, die wegen ihres Unvermögens, den Normen der industriellen Leistungsgesellschaft zu genügen oder der verminderten Fähigkeit, berufliche und/oder familiale Rollen zu übernehmen, stigmatisiert werden (z. B. Obdachlose, Drogenkonsumenten). Solche Elemente sind jedoch im Falle der körperlich oder geistig Behinderten ebenfalls präsent und werden durch den Dauercharakter von Behinderung potenziert – so dass vor dem Hintergrund der herrschenden „Ideologie der Normalität“ (Wetzel 2002, 194), nach der Krankheit Devianz ist, jegliche körperliche und/oder geistige Behinderung für Stigmatisierungen besonders geeignet erscheint.

In den mittlerweile klassischen Ansätzen zur Soziologie der Behinderten ist mehrfach darauf hingewiesen worden, dass die soziale Lage der Behinderten insofern nur „ein Minderheitenproblem eigener Art“ (Ferber 1972, 31) darstellt, weil diese sich im Hinblick auf die gesellschaftlichen Erwartungen, die an sie gestellt werden, in einer ähnlichen Situation befinden wie alte Menschen, Frauen, Farbige oder Unterschichtsangehörige (vgl. Thimm 1972, 17), deren Unvereinbarkeit mit den Funktionsleistungen und Erfolgsnormen sie in ein Außenseiterdasein abdrängt. Dominant ist jedoch die Auffassung geblieben, nach der „Behinderung auf der Rückseite der normalen Vergesellschaftung liegt“ (Ferber 1972, 31) und Integrationsversuche an dieser Andersartigkeit ansetzen sollten.

Die Eigenart von Behinderung als soziales Problem darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Zugehörigkeit zu dieser sozialen Lage über dieselben Ein- und Ausschlusskriterien rekrutiert, die im Verhältnis jeder anderen sozialen Gruppe zur Normalitätsnorm bestimmt werden. In erster Linie muss Behinderung deshalb als eine historisch konstituierte Minderheitenlage verstanden werden, die vor dem Hintergrund einer Kohäsion stiftenden sozialen Ideologie entstanden ist: „Hinter dem [Normalitäts]Begriff verbirgt sich die abstrakte Konsensfiktion von Gesellschaften über das Idealbild der Körperlichkeit und der psycho-physischen Grundverfassung. Dahinter steht eine Tendenz hin zur körperlichen Perfektion, bei der Behinderung bzw. körperliche und psychische Versehrtheit als teilsystemübergreifende Exklusionsauslöser bzw. Inklusionsbarrieren wirken“ (Wetzel 2002, 194). Es gilt, die Lebenslage der Behinderten im Kontext von weiteren, davon betroffenen Minderheiten zu verstehen, um daran anknüpfend die Konsequenzen erschließen zu können, die sich aus den Spezifika der Behinderung selbst für die Möglichkeiten der Integration ergeben. Zu diesem Zwecke werden die historischen Entwicklungslinien, entlang derer die Konsensfiktion „Normalität“ zum Hauptkriterium der

Aufstellung gesellschaftlicher Hierarchien der westlichen Welt geworden ist, im nächsten Abschnitt nachgezeichnet.

2. Stigmatisierung als Umgang mit Alterität

Devianz und die Suche nach Erklärungen für ihre Ursachen und ihre Entstehungsbedingungen hat Menschen, die in geordneten sozialen Verhältnissen lebten, seit jeher beschäftigt. Wissenschaftliche Erklärungsansätze für Phänomene der Abweichung lassen sich bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen (vgl. Lamnek 1996, 61), doch gelten diese insbesondere der Erforschung abweichenden *Verhaltens*, z. B. der Kriminalität; Alltagstheorien dagegen orientieren sich an Abweichung als allgemeiner Andersartigkeit, als Normverstoß, der sich sowohl im Verhalten, im Aussehen oder im Lebensstil bemerkbar machen kann und demgegenüber ein Regelwerk, das den Umgang mit ihm bestimmt, erstellt werden muss. Ebenfalls entgegen der wissenschaftlichen Erkenntnisse der Neuzeit hat sich im Falle der Alltagstheorien von Abweichung, wie sie beispielsweise bei Kontrollinstanzen oder Organisationen der Betreuung vorkommen, eine Entwicklung weg von der Vorstellung von Devianz als absichtsvoll und schuldhaft und hin zu ihrer Medikalisierung und Pathologisierung vollzogen (vgl. Hohmeier 1975, 18f.). Obwohl die Definition als pathologisch sich in den meisten Fällen auf die Abweichung von Verhaltensnormen bezieht, sind die damit verbundenen Assoziationen – verminderte Zurechnungs- und Erwerbsfähigkeit der Akteure, eingeschränkte soziale Partizipation, geringe bis keine Gegenleistungen – in Industriegesellschaften für alle devianten Gruppen besonders dramatisch, da sie im gegebenen kulturellen Kontext als Ausschlusskriterien von höchster Relevanz gelten. Insofern weist die Abhängigkeit der gesellschaftlichen Definitionen und Beurteilungen von Devianz vom sozialen und kulturellen Wandel, der vorherrschenden Wertvorstellungen und der Gesellschaftsform darauf hin, dass nicht die unterstellte Andersartigkeit von Devianten, sondern vielmehr der soziale Definitionsprozess, an dessen Ende sich ein Stigma erfolgreich durchsetzt, sich im Zentrum der soziologischen Analyse befinden sollte (vgl. Hohmeier 1975, 6). Moderne westliche Gesellschaften – nicht häufiger der Schauplatz verschiedener Arten von Devianz als vormoderne oder nicht-westliche Kulturkreise – sind nichtsdestotrotz diejenigen, in denen Stigmatisierungsprozesse verstärkt als Reaktion auf Abweichung auftreten.

2.1. Die Kolonisierung des Körpers

Die Medikalisierung der modernen Gesellschaft in dem Bestreben, Normalität (wieder)herzustellen, war ein Mitbestandteil des Prozesses, den Michel Foucault als „Mikrophysik der Macht“ (Foucault 1976a) bezeichnete. In einer Gesellschaft, in der formellen Instanzen sozialer Kontrolle eine große Bedeutung beigemessen wird und die in hohem Maße von Leistungsprinzipien und Konkurrenz zwischen sozialen Gruppen gekennzeichnet ist, wird die Herstellung eines sprach- und handlungsfähigen, vor allem aber *produktiven* Individuums zur Hauptaufgabe eines weit verzweigten Netzes von Institutionen und Organisationen. Die Disziplinierung von Abweichungen von der so definierten sozialen Norm erfolgt über eine Reihe von Normalisierungstechniken, die zu den bereits vorhandenen Normen hinzutreten, und die auf die (körperliche, geistige und seelische) Gesundheit, die für Normalität stellvertretend wirkt, abzielen. Die Disziplinargesellschaft der Moderne ist somit für Foucault notwendigerweise eine „Gesellschaft des Richter-Professors, des Richter-Arzt, des Richter-Pädagogen, des Richter-Sozialarbeiters; sie alle arbeiten für das Reich des Normativen; ihm unterwirft ein jeder an dem Platz, an dem er steht, den Körper, die Gesten, die Verhaltensweisen, die Fähigkeiten, die Leistungen. In dem Maße in dem die Medizin, die Psychologie, die Erziehung, die Fürsorge, die Sozialarbeit immer mehr Kontroll- und Sanktionsgewalten übernehmen, kann sich der Justizapparat seinerseits zunehmend medizinisieren, psychologisieren, pädagogisieren“ (Foucault 1976b, 392f.). Allgemeiner gesagt wäre die Stigmatisierung von Abweichenden also eine Definitionsleistung moderner zentralistisch-bürokratischer Apparate, deren immer stärkere Einbindung in den – von Max Weber diagnostizierten – Prozess gesellschaftlicher Rationalisierung (vgl. Weber 1976, 27ff.) mit einer zunehmenden Zweck-Mittel-Orientierung einhergeht.

Was sowohl bei Webers als auch bei Foucaults historischer Analyse des Zusammenhangs von Machtverhältnissen und Herrschaftsstruktur(en) unberücksichtigt bleibt, ist allerdings die geopolitische Komponente, wie Vertreter postkolonialer Ansätze unlängst bemängelt haben. Weder der Rationalisierungsprozess noch die Disziplinarmacht, mittels derer er alle sozialen Ebenen durchdringen konnte, sind Ausdrucksformen der innengeleiteten und autark verlaufenen okzidentalen Entwicklung, die in den meisten westeuropäischen Theorieansätzen postuliert wird. Im Gegenteil: Aus geopolitischer und geokultureller Sicht werden die modernen Machtverhältnisse als Ergebnis eines globalen Prozesses gesehen, der mit der Kolonisierung der Welt im 15. Jahrhundert seinen Anfang nahm und der – parallel zur Errichtung einer kapitalistischen Weltwirtschaft (vgl. Wallerstein 1974) – auch ein symbolisches System der Machtverteilung und sozialer Klassifizierung durchsetzte. Die fortschreitende

Kolonisierung weiterer Erdteile durch europäische Kolonialmächte, vor allem aber das Zeitalter der Aufklärung waren für die Entstehung und Ausbreitung von Europas Selbstverständnis als wirtschaftliches und politisches Zentrum des so errichteten modernen/kolonialen Weltsystems (vgl. Mignolo 2000) verantwortlich. Indem sich Europa über Modernität und Rationalität definierte und sich als Endziel eines Zivilisationsprozesses (vgl. Elias 1999) begriff, das für andere Teile der Welt als Vorbild dienen sollte, wurde die „Erfindung des Anderen“ (Castro-Gómez 2000), des auf der Rückseite der Moderne sich befindenden Kolonisierten, möglich. Die dadurch aufgestellten binären Differenzierungskriterien, nach denen die Welt sich in Zivilisierte und Primitive, Moderne und Traditionelle, Rationale und Irrationale aufteilen ließ, wirkten aber über die Disziplinierung des Kolonisierten durch Verwestlichung von Produktionsverhältnissen, Rechtssystemen und Erziehungsinstanzen weit hinaus. Die neu etablierte Kategorie „Rasse“ wurde zum Hauptmerkmal von Konstruktionen abweichender Identitäten, die, ähnlich wie das Geschlecht, die sexuelle Orientierung und die Schreibkundigkeit für die Zugehörigkeit zu einer angesehenen sozialen Gruppe oder sogar zur Nation ausschlaggebend war. Dies wird beispielsweise für ganz Lateinamerika, einer in dieser Hinsicht typischen Kolonialzone, durch eine Fülle von formellen und informellen Disziplinierungsinstanzen, von Handbüchern für gutes Benehmen, über Krankenhäuser und Gefängnisse, bis hin zu nationalen Verfassungen, belegt: „Der Erwerb der Staatsbürgerschaft ist [...] ein Filter, durch das nur diejenigen durchgelassen werden, deren Profil zum Typ des Staatsbürgers paßt, den das Projekt der Moderne verlangt: männlich, weiß, des Lesens und Schreibens mächtig, Familienvater, katholisch, Eigentümer, Heterosexueller. Diejenigen Individuen, die diesen Anforderungen nicht genügen (Frauen, Gesinde, Geisteskranke, Analphabeten, Schwarze, Häretiker, Sklaven, Indios, Homosexuelle, Dissidenten) bleiben außerhalb der ‚gebildeten Metropole‘, gefangen im Raum der Illegalität und durch das gleiche Gesetz, das sie ausschließt, zur Strafe und zur Therapie verurteilt“ (Castro-Gómez 2000, 149; Übersetzung M. B./S. L.).

Mit Ausnahme der bevorzugten Religionszugehörigkeit, die auf die Verlagerung des Zentrums des kolonialen Weltsystems vom iberischen und damit katholischen Pol zum angelsächsischen, dominant protestantischen hinweist, stimmen die Ausschlusskriterien für Lateinamerika des 19. Jahrhunderts mit denjenigen, die Goffman für Nordamerika des 20. Jahrhunderts angibt, vollkommen überein. Doch darf ihre scheinbare Heterogenität in dem einen wie in dem anderen Fall die entscheidende Ebene, auf die sie sich beziehen und die am stärksten von den darin wirkenden Machtverhältnissen in Anspruch genommen wird – nämlich, die Ebene des Körpers – nicht verschleiern. Der peruanische Soziologe Aníbal Quijano spricht in diesem Zusammenhang von

„Korporalität“ (Quijano 2000, 380), einem dem eingangs erwähnten „Korporalismus“ der Werbung nicht unähnlichen Begriff, der jedoch kein rein gegenwärtiges westliches Phänomen anspricht, sondern ein globales kulturelles Deutungsmuster mit weit reichenden historischen Wurzeln. Demnach sei die Kontrolle und Disziplinierung des Körpers Teil derjenigen eurozentrischen Wissensproduktion, die unter dem Deckmantel von Rationalität und Modernität Prinzipien wie Messbarkeit, Quantifizierung und Objektivierung zu Instrumenten der Machtausübung machte, die die weltweite Durchsetzung westlicher Institutionen und die Verinnerlichung von abweichenden Identitätskonstrukten, die auf der Basis westlicher Kategorien erstellt wurden, untermauerten. Geschlechter-, Rassen- und Arbeitsverhältnisse wurden vor dem Hintergrund ihrer Vereinbarkeit mit der kapitalistischen Produktionsweise gedeutet und die Erhebung des produktiven, disziplinierten Individuums zur Norm rückte die Korporalität ins Zentrum der Machteinwirkung: „Im Falle von Ausbeutungsverhältnissen ist es der Körper, der sich in der Arbeit abnutzt und erschöpft, und er ist hauptsächlich von der Armut, dem Hunger, der Unterernährung und den Krankheiten im größten Teil der Welt betroffen. Der ‚Körper‘ ist das Objekt von Strafen, Unterdrückung, Folter und Massakern während des Kampfes gegen die Ausbeutung [...]. In Geschlechterverhältnissen geht es um ‚den Körper‘. Wenn es um Rasse geht, ist es der ‚Körper‘, der referenziert wird, denn ‚Farbe‘ setzt den ‚Körper‘ voraus“ (Quijano 2000, 380; Übersetzung M.B./S.L.).

Die Internalisierung der gesellschaftlichen Binnenverhältnisse, die damit institutionalisiert wurden, war durch die Reduzierung von (abweichender) Identität auf sichtbare Körpermerkmale zusätzlich erleichtert. Transportiert und überformt wurde diese ideologische Konstruktion erst mit Hilfe der Sozialwissenschaften, deren Entstehung sich über die Notwendigkeit definiert hatte, das in Europa erfolgreich umgesetzte Zivilisationsprojekt festzuhalten und es wie eine frohe Botschaft dem Rest der Welt zu überbringen. Dementsprechend wurden die binären Kategorien von Fremd und Eigen, Ratio und Irratio, auf denen diese Erzähllogik fußte, auch im Falle der Kolonisierung und Disziplinierung des Körpers beibehalten: „Die Humanwissenschaften haben in dem Maße zur Erstellung dieses Profils beigetragen, in dem sie ihr Untersuchungsobjekt ausgehend von institutionellen Isolierungs- und Haftpraktiken gestaltet haben. Gefängnisse, Krankenhäuser, psychiatrische Kliniken, Schulen, Fabriken und Kolonialgesellschaften waren die Laboratorien, in denen die Sozialwissenschaften durch Kontrastsetzung das Menschenbild herstellten, das die Prozesse der Kapitalakkumulation vorantreiben und unterstützen sollte. Das Konstrukt des ‚Vernunftmenschen‘ wurde *kontrafaktisch*, mittels des Studiums des ‚Anderen der Vernunft‘ – des Geisteskranken, des Indios, des Schwarzen, des Unange-

passten, des Gefangnisinsassen, des Homosexuellen, des Bedürftigen – erzielt. Die Konstruktion des Subjektivitätsprofils, das im Projekt der Moderne vorgesehen war, erforderte demnach die *Abschaffung* aller dieser Unterschiede“ (Castro-Gómez 2000, 156; Übersetzung M.B./S.L.; Hervorhebungen im Original).

2.2. Die Dekolonisierung des Wissens

Dass die Internalisierung von Konzepten, Identitäten und sozialen Hierarchien, die im Zuge der geokulturellen Verteilung von kapitalistischen Deutungsmustern entstanden, erfolgreich und dauerhaft war, beweist der noch immer unhinterfragbare Charakter von Kriterien sozialer Diskriminierung, die aller politischen Korrektheit zum Trotz sich in gängigen Vorurteilen und Alltagstheorien über Rasse/Ethnie, Geschlecht, Homosexualität oder Behinderung in „zivilisierten“ wie in „unterentwickelten“ Ländern wiederfinden. Als gültige Dimensionen sozialer Ungleichheit finden dagegen nur solche Kategorien Eingang in die soziologische Theorie (und, mit der entsprechenden Verzögerung, in die Sozialpolitik), die für die Aufrechterhaltung der herrschenden sozialen Ordnung unter den gegenwärtigen ökonomischen und politischen Verhältnissen keine Gefahr darstellen. In postkolonialen Ansätzen als „Kolonialität der Macht“ (Quijano 2000) oder „Kolonialität des Wissens“ (Castro-Gómez 2000, 154) bezeichnet, weist dieses Problem auf den Fortbestand eurozentrischer Hierarchien – im Zentrum wie an den Peripherien des modernen Weltsystems – auch nach dem Abschluss formell-juristischer Dekolonisation der Nachkriegszeit. Gleichzeitig wird deutlich, dass das „katholische Arbeitermädchen vom Lande“, das übliche soziologische Kürzel für gebündelte soziale Ungleichheit westlicher Industrienationen (und zugleich das Gegenbild von Goffmans „ungeniertem“ protestantischem, städtischem Mann mit Collegeausbildung) eben nur eine okzidentale Wirklichkeit anspricht, die von den unteren Rängen der globalen Ungleichheitsskala unberührt bleibt. Erst eine zweite, epistemologische Dekolonisation (vgl. Grosfoguel 2000, 370), deren Notwendigkeit allerdings noch allgemein anerkannt werden müsste, könnte sich gegen die selektive Aufmerksamkeit richten, die die weiterhin stark eurozentrischen Sozialwissenschaften in die Definition und Priorisierung von sozialen Problemen einfließen lassen. Eine optimistische Sicht von der Entwicklung der Denkmechanismen, die für die Auswahl von Ein- und Ausschlusskriterien in einer Gesellschaft verantwortlich sind, bietet der philosophische Ansatz, der Anfang der 80er Jahre den Begriff des „sich ausweitenden Kreises“ („the expanding circle“ – Singer 1981) geprägt hat. Demnach wäre die diesbezügliche Geschichte sozialen Zusammenlebens als kontinuierlicher moralischer Fortschritt

aufzufassen, innerhalb dessen der ursprünglich enge Kreis derjenigen, die Menschenwürde besaßen bzw. als Personen gelten durften, von der Familie zur Sippe, später zur Nation, zur eigenen Rasse bis – gemäß der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte – hin zur gesamten Menschheit ausgeweitet wurde. Der Kreis lockerte sich nach unten in der sozialen Hierarchie vom königlichen Geblüt zu allen Adligen bis hin zu allen Eigentümern und allen Männern. Frauen, Kinder und Neugeborene kamen hinzu und schließlich auch Kriminelle, Kriegsgefangene, feindliche Zivilisten, die Sterbenden und die Geisteskranken (vgl. Singer 1981). Dass sich die Debatte momentan auf der Ebene von Embryonen und Föten einerseits, Spezies und Ökosystemen andererseits, bewegt, ist aus der Sicht von Singer und der Befürworter seiner Theorie ein Beweis dafür, dass der moralische Fortschritt weiterhin andauert.

Positiv aufgenommen durch die Kognitivwissenschaft, mit deren Logik diese Erklärung im Einklang steht, wurde Singers Ansatz kürzlich in eine eindrucksvolle evolutionstheoretische Beweisführung über die Existenz der menschlichen Natur eingeflochten (vgl. Pinker 2002). Moralischer Fortschritt ließe sich demnach nicht teleologisch, sondern fast soziologisch-zivilisationstheoretisch – durch die Verlängerung von Interdependenzketten (vgl. Elias 1999) in einer zunehmend sich globalisierenden Welt – erklären: „Our mental circle of respectable persons expanded in tandem with our physical circle of allies and trading partners. As technology accumulates and people in more parts of the planet become interdependent, the hatred between them tends to decrease, for the simple reason that you can't kill someone and trade with them too“ (vgl. Pinker 2003, 168).

Aus soziologischer Sicht hält jedoch diese optimistische Betrachtungsweise einer differenzierteren Analyse nicht stand. Erstens muss natürlich zwischen der sozialen Erwünschtheit, der in einem Dokument wie der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte Ausdruck verliehen wird, und den tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnissen, auf die solche sozialpolitische Absichtserklärungen angewandt werden sollen, die im Falle sozialer Diskriminierungen weit auseinanderklaffen, unterschieden werden. Zweitens kann zwar von einer „ausgedehnte(n) moralische(n) Inklusion, Indifferenz und Entstigmatisierung“ (Willems 2001, 314) als Folge der Verlängerung von Interdependenzketten im Zusammenhang mit umfassenden gesellschaftlichen Normalisierungsbewegungen, die z. B. solchen sexuellen „Randgruppen“ wie Homosexuellen, Prostituierten und Sodomasochisten zugute kam, die Rede sein; die These eines unilinearen kulturellen Wandels und somit eines kontinuierlichen Zivilisationsprozesses muss nichtsdestotrotz an den „offensichtlich gegenläufige(n) Entwicklungstendenzen in der Normalitätskonstruktion der Gegenwartskultur“ (Willems 2001, 314) scheitern. Neben Prozessen der Entstigmatisierung

bestimmter menschlicher Bereiche beinhaltet diese nämlich auch einen deutlichen Trend hin zur Aufwertung und zur verschärften Kontrolle des Körpers, wie in der Diskussion über den „Korporalismus“ der Werbung deutlich gemacht wurde. Für (körperlich) Behinderte bedeutet dies bis auf Weiteres, wenn schon keine schärfere Stigmatisierung, so zumindest keine bedingungslose Aufnahme in den „expandierenden Kreis“ humanistischer Bemühungen.

2.3. Behinderung – das Kontrastprogramm der Moderne

Wenn man unter Behinderung die „Merkmale von Personen, die sie dauerhaft hindern, den jeweils bestehenden gesellschaftlichen Erwartungen zu entsprechen“ (Peters 2001, 620) versteht, ist die Reichweite des soziologischen Stigma-Begriffs mit dem Phänomen der Behinderung fast deckungsgleich. Etymologisch als ausschließlich körperliche Male definiert, enthalten Stigmata gleichzeitig ein symbolisch-soziales Moment, das auf gesellschaftliche Unterlegenheit der Gebrandmarkten und auf die Macht- und Gewaltverhältnisse, die Brandmarkung möglich machen, hinweist. Der Übergang zwischen den zwei Dimensionen des Phänomens, das Wolfgang Lipp auf die antike Markierung von Sklaven zurückführt, ist jedoch fließend: „Geht im Falle des Sklaven oder – um aktueller zu werden – des ‚Gastarbeiters‘ der soziale Akt der physischen Stigmatisierung – der Einsatz der Brandeisen, Behördenstempel etc. – zeitlich voraus, so kehrt sich dieses Verhältnis im Falle des Blinden, des Hässlichen, des Idioten um: vorgeordnet ist hier das physische Moment; Prozesse der sozialen Stigmatisierung, der Abdrängung der betreffenden Person in Rand- und Außenseiterlagen und schließlich gesellschaftliche Schuldzusammenhänge erfolgen erst im zweiten Schritt“ (Lipp 1975, 32).

Auf dieses interaktionistische Verständnis von Stigmata, das auf Goffmans Definition des Stigmas als einer „zutiefst diskreditierenden“ (Goffman 1990, 11) Eigenschaft einer Person, die erst in sozialen Beziehungen hergestellt wird, zurückging, gründet ein Großteil der Literatur zur Behindertenproblematik, sowie der Ansatz, der als „Soziologie der Behinderten“ bekannt wurde (vgl. Thimm 1972). Da viele der sozialen Gruppen, derer sich die soziologische Auseinandersetzung mit den von Goffman beschriebenen Stigmatisierungsprozessen annahm, körperlich oder geistig Behinderte waren, erwies sich der ursprünglich devianztheoretische Ansatz vor allem für die Erfassung interkulturell auftretender Formen der Etikettierung von Behinderung als besonders fruchtbar. Im Falle psychischer Behinderung wirkte er sogar der seit dem 19. Jahrhundert anhaltenden Medikalisierung von „Geisteskrankheiten“ entgegen (vgl. Keupp 1999, 612, Wetzel 2002, 187). Der anschließend unter dem Kürzel „Stigma-Identitäts-These“ zu verwendende Ansatz sah sich aber gerade aus behindertenpädagogischer Sicht – vor allem hinsichtlich seiner „Identitäts“-

Komponente – zunehmend mit Kritik konfrontiert. Goffmans Stigma-Theorie, wie der Etikettierungsansatz vor ihm, ging davon aus, dass Abweichende in die Rolle von Stigmatisierten stufenweise hineinsozialisiert werden und sie diese ihnen zugeschriebene Identität mit der Zeit internalisieren; spätestens wenn sie Klienten von speziellen Einrichtungen der – im Falle der Behinderten – Betreuung und Pflege werden, in denen dort tätige „Zuschreibungsspezialisten“ (Lofland 1969) sie anhand von Kriterien der Effizienz und Verwaltung definieren, kristallisiert sich die Persönlichkeit der Stigmatisierten in Abhängigkeit von der zugeschriebenen Eigenschaften heraus. Aus interaktionistischer Sicht bestand mit anderen Worten kein Zweifel daran, dass die Identität von Stigmatisierten „beschädigt“ ist, wie Goffman deutlich gemacht hatte; das Hauptaugenmerk richtete sich auf die Techniken ihrer Bewältigung (vgl. Goffman 1990).

Die Theoriekritik knüpfte bereits sehr früh an das damit propagierte Menschenbild (vgl. Ferber 1976, 423), sowie an die als vereinfacht empfundene Passivitätsunterstellung an, die den geringen Einfluss von Stigmatisierten auf die Behandlung durch die Instanzen sozialer Kontrolle zur hinreichenden Bedingung für eine Identitätsstörung werden ließen (vgl. Frey 1983). Widersprüchliche und sogar der Stigma-Identitäts-These widersprechende empirische Befunde über die Selbstbilder behinderter Menschen (vgl. Neubert et al. 1991) stellten die Berechtigung sowohl des Goffman'schen Ansatzes als auch seiner Vorrangstellung innerhalb der Behindertensoziologie zunehmend in Frage. Das lange unbeachtet gebliebene Identitätsmodell von Frey, das hingegen die Folgen von Stigmatisierungsprozessen in Abhängigkeit von den verwendeten Identitätsstrategien der Betroffenen und deren Erfolg als vielfältig auffasst (vgl. Frey 1983), wurde Anfang der 90er Jahre auch für die Behindertenforschung rezipiert (vgl. Neubert et al. 1991). Damit wurde die Überwindung des vielfach beklagten „reduzierten Konstruktivismus“ (Keupp 1999, 627) des definitionstheoretischen Ansatzes möglich und gleichzeitig konnte der Ausblendung der Betroffenen durch die Pathologieunterstellung der Medizin einerseits und die Opferunterstellung soziologischer Ansätze andererseits (vgl. ebenda) entgegengewirkt werden.

Allerdings besteht die Gefahr, dass die Schwächen der Stigma-Theorie ihre Stärken – insbesondere im Hinblick auf Behinderung bezogen – in den Schatten stellen und dass aus der Überwindung von Mängeln eine Theorie-Überwindung wird. Dabei stellt die Analyse von Machteinwirkung und Machtdifferenz zwischen gesellschaftlichen Gruppen als Mechanismus der Entstehung und Durchsetzung von Stigmata (vgl. Hohmeier 1975, 20ff.) eine der bemerkenswertesten Leistungen des Stigmatisierungsansatzes dar, die nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben dürfte. Danach erfolgt durch die reine

Verletzung einer Norm oder Normalitätsvorstellung noch keine Stigmatisierung; notwendig ist eine Diskrepanz zwischen der Macht der Instanz, von der das Stigma ausgeht, und der Möglichkeit der Betroffenen, dieser durch die eigene Definitionsmacht zu begegnen. Je größer der Machtunterschied, desto leichter können Stigmata durchgesetzt werden – woraus folgt, dass einerseits Unterschichtsangehörige, die grundsätzlich über sehr geringe ökonomische und politische Macht verfügen, keine Stigmatisierungsprozesse in Gang setzen können, andererseits eventuell abweichende Mitglieder der oberen sozialen Schichten sich meist als stigmaresistent erweisen (vgl. Sack 1968, 472).

In besonderer Weise von dieser Definitionsmacht betroffen sind behinderte Menschen, für die, wie zahlreiche Untersuchungen für körperliche wie für geistige Behinderung belegt haben, eine Bündelung von Dimensionen sozialer Ungleichheit unmittelbar mit der geringen Definitionsmacht verbunden ist: eine aktuelle Studie zur sozialen Lage von Schülern mit Lernbehinderungen kommt zu dem Schluss, dass die Förderschule „eine Schule der Armen, der Arbeitslosen und Sozialhilfeempfänger“ ist (Wocken 2000b) in Untersuchungen über Sehgeschädigte, Hörgeschädigte, Sprachbehinderte, geistig Behinderte und psychisch Behinderte wiesen Unterschichtsangehörige einen überproportional hohen Anteil an dem Risiko, behindert zu werden (vgl. Cloerkes 2001, 69); für die USA, Japan und Polen wurde ein deutlicher Zusammenhang zwischen sozialstruktureller Klassenposition und psychosozialen Wohlbefinden festgestellt (vgl. Kohn et al. 1990); die Wahrscheinlichkeit, dass Mitglieder der Unterschicht an psychosozialen Problemen leiden, ist größer als bei Angehörigen der Oberschicht, aber die Wahrscheinlichkeit, dass sie professionelle Hilfe erhalten, ist geringer (Dohrenwend et al. 1980) usw. Es ist demnach nicht nur die Minderung der Erwerbsfähigkeit – die als offizielle Definition von Behinderung gilt – die behinderte Menschen den Armen ähnlich macht und sie deshalb vergleichbaren Vorurteilen aussetzt (vgl. Peters 2001, 620); vielmehr ist der Zusammenhang zwischen Behinderung und Armut ein struktureller: Behindert wird vor allem der, der arm ist, und wer behindert ist, wird arm (vgl. Jantzen 1974, 127).

Die Betonung der Wichtigkeit von niedrigem sozial-ökonomischem Status bei der Durchsetzung von Stigmatisierungen und die damit verbundene Herrschaftsfunktion von Stigmata (vgl. Hohmeier 1975, 12) stellen insofern eine Schnittstelle zwischen der interaktionistischen, mikrosoziologischen Perspektive auf Etikettierungsprozesse und der makrosoziologischen Dimension des Phänomens dar. Zwar lässt sich die Stigmatisierung von Behinderung zum Teil durch die universelle Bedürfnisstruktur erklären, gemäß derer Menschen in sehr verschiedenen Kulturen eine ähnliche Angst vor dem (vermeintlich) Andersartigen aufweisen (vgl. Cloerkes 2001, 94ff.). Doch in den Industrie-

gesellschaften der Moderne wurde die Abgrenzung von Alterität zum ersten Mal in einer Weise institutionalisiert und durchgeführt, die Stigmatisierungen zu Strukturproblemen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene werden ließ: Es handelte sich bei den stigmatisierten Gruppen um „Kontrastgruppen“ (Hohmeier 1975, 12), die die Selbstdefinition des „Projektes der Moderne“ zu untermauern bestimmt waren; eine Lockerung der Achsen, entlang derer die soziale Klassifikation stattfand, konnte und kann demnach nicht erfolgen, ohne die Reproduktion des sie erschaffenden gesellschaftlichen Systems zu gefährden.

Mit Bezug auf Behinderung sind sozialgeschichtliche Ansätze nicht neu. Doch wenn ein eindeutiger Zusammenhang zwischen der Sichtbarkeit der sozialen Lage von Behinderten und den Produktionsverhältnissen in einer Gesellschaft hergestellt werden kann (vgl. Jantzen 1974), wie im Falle der zunehmenden Profitorientierung auf dem Weltmarkt im Zuge der Verbreitung der kapitalistischen Weltwirtschaft, sollte die Erklärung sowohl das Selbstbild der in Frage kommenden Epoche als auch die historische Werdung der untersuchten Prozesse berücksichtigen. So aufschlussreich die Minderung der Erwerbstätigkeit als offizielle Definition von Behinderung vor dem Hintergrund des Primats der Profitmaximierung auch ist, wird ihre Bedeutsamkeit erst unter Einbeziehung ihrer permanenten Verschränkung mit einem oder gleich mehreren „sozialen Unwerturteilen“ (Peters 1995, 30) industrieller Leistungsgesellschaften deutlich: Armut, Alter, Geschlecht, Rasse, Ethnie. Auf seine Art stellt jedes dieser sozialen Probleme einen Fall von Behinderung dar – zumindest in dem Sinne, dass sie den gesellschaftlichen Erwartungen hinsichtlich der modernen Identitätsprojektion „Normalität“ nicht werden entsprechen können.

Nicht die Ausmaße der Internalisierung von zugeschriebenen Identitätskonstruktionen durch Behinderte oder andere stigmatisierte Gruppen sollten also das Hauptproblem einer makrosoziologisch orientierten Stigma-Identitätstheorie ausmachen, sondern die Frage, inwiefern ein Komplex politischer und ökonomischer Verhältnisse ein multiple Diskriminierung produzierendes, kulturelles Deutungsmuster transportieren hilft, das für die zyklische Reproduktion und die zunehmende Verfestigung der damit verbundenen Stigmatisierungsprozesse verantwortlich ist. Hierfür ist in erster Linie ein Perspektivenwechsel notwendig, der die bisherige Analyse der Zuschreibungsmechanismen von Momentaufnahmen auf Prozesse größerer Langfristigkeit verlagert. Gleichzeitig muss die in der Forschung übliche isolierte Betrachtung der Stigmatisierung *einer* sozialen Gruppe mit einem Verständnis der gemeinsamen historischen Zusammenhänge, aus denen weitere, vom Modell des *homo oeconomicus* abweichende Minderheiten erwachsen sind, sowie ihrer gegenwärtigen Verschränkung untereinander, gekoppelt werden. Die Entwicklung von öffentlichen Haltungen gegenüber Behinderung, Armut, Arbeitslosigkeit,

Alter usw. lässt sich in seiner Gesamtheit nicht als einheitlicher, unilinear Prozess begreifen, sondern ist mit den Widersprüchen der Moderne unlösbar verknüpft.

3. Begriffskosmetik oder „der Ton macht die Musik“?

Offiziellen Schätzungen zufolge beläuft sich der Anteil der Behinderten in Großeuropa im Jahre 2003 auf 80 Millionen, also auf zehn Prozent der Bevölkerung. Mit Blick auf eine neue Dynamik in der Behindertenpolitik, die das Ziel europäischer Integration mit der Integration behinderter Menschen verknüpfen sollte, ist 2003 gemäß dem Beschluss des Rates der Europäischen Union zum Jahr der Menschen mit Behinderung erklärt worden. Die Vermittlung der drei zentralen Botschaften „Teilhabe verwirklichen, Gleichstellung durchsetzen, Selbstbestimmung ermöglichen“ (vgl. BMGS 2003) soll über eine beeindruckende Anzahl von Veranstaltungen, länderübergreifenden, regionalen und lokalen Aktivitäten, Initiativen, wissenschaftlichen Publikationen und Untersuchungen erfolgen.

Orientierungsfunktion im Hinblick auf die Zielgruppe, die in diesem Zusammenhang angesprochen wird, haben in erster Linie die Definitionen, von denen die Weltgesundheits-Organisation (WHO) in der „International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps“ ausgeht. Darin wird zwischen „impairment“ als Störung auf der organischen Ebene, „disability“ als Störung auf der personalen Ebene und „handicap“, der Gesamtheit der Konsequenzen, die einer Person auf der sozialen Ebene aus „impairment“ oder „disability“ entstehen, differenziert. Im Vergleich zu den deutschen Begrifflichkeiten, die bei körperlicher Behinderung lediglich zwischen „Sonderschulbedürftigkeit“ für Jugendliche und „Grad der Behinderung“ bzw. „Minderung der Erwerbsfähigkeit“ unterscheiden und damit zu den Stigmatisierungen beitragen, die es zu untersuchen und zu überwinden gilt (vgl. Bintig 1999, 503), ist die WHO-Terminologie sicherlich weitaus neutraler. Jedoch geschieht die Operationalisierung und Präzisierung der WHO-Begriffe nicht weniger unter Rekurs auf das Konstrukt „Normalität“ – was für den ersten Terminus, bei dem die medizinische Komponente entscheidend ist, weniger bedeutsam ist als bei den zwei mit sozialer Bedeutung versehenen „disability“ („any restriction or inability (resulting from an impairment) to perform an activity in the manner or within the range considered normal for a human being“) und „handicap“ („any disadvantage for a given individual, resulting from an impairment or a disability, that limits or prevents the fulfillment of a role that is normal [...] for that individual“) (WHO 1980, 198).

Es ist gerade der Rückgriff auf eine unverändert und als unveränderlich postulierte Normalität, welche die Abweichungen überhaupt erst hat entstehen lassen, der diese weitreichenden, in einem noch nie dagewesenen Maße unternommenen Bemühungen um die Expansion der Kreises moralischer Inklusion Lügen straft. Die politische Korrektheit, die im Falle behinderter Menschen die Ablösung des Begriffs „Krüppel“ durch „Behinderter“, „Wahnsinniger“ oder „Verrückter“ durch „Geisteskranker“ und später „geistig Kranker“ durchsetzte, ist die gleiche, die Rassenunterschiede durch die Ersetzung von „Neger“ durch „Schwarzer“, „Schwarzer“ durch „Farbiger“ und „Farbiger“ durch „Afroamerikaner“ zu vermindern, die Heterosexualitätsnorm mittels des Wechsels von „Schwulen“ zu „Homosexuellen“ zu lockern suchte und die „Frauenquote“ einführte. Eine Integration „der Behinderten“ wird deshalb erst mit Anerkennung der damit verzahnten sozialen Hierarchien möglich, die sich aus der Glorifizierung der Normalität und ihrer Verankerung in der „Korporalität“ ergeben, sowie der Problemlagen, die unter „Behinderung“ subsumiert und dadurch unsichtbar gemacht werden. Noch werden behinderte Mädchen und Frauen, die Opfer von sexueller Gewalt geworden sind, selten auf spezialisierte Beratungsstellen verwiesen, weil sie nicht als Mädchen oder Frauen, sondern als Behinderte wahrgenommen werden (vgl. Zinsmeister 2003, 15); noch werden frauenspezifische Themen in der Behindertenbewegung nicht thematisiert und lesbische Behinderte erfahren durch „die Lesben der Dominanzkultur – weiß, nichtbehindert, mittelstandsangehörig, christlich sozialisiert“ (Krieger 1994, in Cloerkes 2001, 157) eine weitere Diskriminierung; noch ergeben Untersuchungen durch den Europarat, dass die Rehabilitation behinderter Männer immer noch als wichtiger angesehen wird, weil ihre Chance, selbständig zu leben und einer Arbeit nachgehen zu können, als größer eingeschätzt wird als die Chancen behinderter Frauen, die dadurch ein zweifaches Hindernis auf der Suche nach Ausbildungsplätzen zu überwinden haben (vgl. Europarat 2003). Um das „handicap“ als entscheidenden Punkt der soziologischen Analyse betrachten zu können, wie derzeit gefordert wird (vgl. Cloerkes 2001, 4) wäre also zuerst ein Ausweg aus der „euphemistischen Tretmühle“ (Pinker 2002, 213) notwendig, die eine Terminologie zur Grundlage der Analyse macht, die die gesellschaftliche Realität im Hinblick auf gegenwärtige soziale Probleme nicht erfasst. (Nicht nur) Für „Behinderung“ als Analysekategorie zwischen formellen und informellen Instanzen sozialer Kontrolle gilt, dass, solange Stigmatisierung damit verbunden ist, die Verharmlosung von Problemlagen mittels politisch immer korrekterer Begriffe durch Bedeutungskontaminierung immer eingeholt werden wird: „The euphemism treadmill shows that concepts, not words, are primarily in people's minds. Give a concept a new name, and the name becomes colored by the concept; the concept does not become freshened

by the name, at least not for long. Names for minorities will continue to change as long as people have negative attitudes toward them. We will know that we have achieved mutual respect when the names stay put” (Pinker 2002, 213).

Literatur

- Bintig, Arnfried: Körperbehinderung. In: Albrecht, Günter/ Groenemeyer, Axel/ Stallberg, Friedrich W. (Hrsg.): Handbuch sozialer Probleme. Opladen 1999, 487-506
- BMGS Europäisches Jahr der Menschen mit Behinderungen. In: Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung, (2003) unter: <http://www.bmgs.bund.de/deu/gra/themen/europa/ejmb/index.cfm>
- Castro-Gómez, Santiago: Ciencias sociales, violencia epistémica y el problema de la „invencción del otro“. In: Lander, Edgardo (Hrsg.): La colonialidad del saber: eurocentrismo y ciencias sociales. Perspectivas latinoamericanas. Buenos Aires 2000, 145-161
- Cloerkes, Günther: Soziologie der Behinderten. 2. Auflage, Heidelberg 2001
- Dohrenwend, Bruce P./ Dohrenwend, B. S./Gould, M. S./Link, B. Neugebauer, R./ Wunsch-Hitzig, R.: Mental Illness in the United States. Epidemiological Estimates. New York 1980
- Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. Frankfurt a. M. 1999
- Europarat: Women with Disabilities Suffer Twofold Discrimination, 2003, unter: http://www.coe.int/T/E/Communication%5Fand%5FResearch/Press/Theme%5Ffiles/Disabled%5Fpeople/Femmes_handicap.asp#TopOfPage
- Ferber, Christian von: Der behinderte Mensch und die Gesellschaft. In: Thimm, Walter (Hrsg.): Soziologie der Behinderten, Neuburgweier 1972, 30-41
- Ferber, Christian von: Zum soziologischen Begriff der Behinderung. In: Zeitschrift für Heilpädagogik, 27. Jg. (1976), Heft 7, 416-423
- Foucault, Michel: Mikrophysik der Macht. Berlin 1976a
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Frankfurt a. M. 1976b
- Frey, Hans-Peter: Stigma und Identität. Weinheim und Basel 1983
- Goffman, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M. 1990
- Grosfoguel, Ramón: Developmentalism, Modernity and Dependency Theory in Latin America. In: Nepantla: Views from South 1.2., 2000, pp. 347-372
- Hohmeier, Jürgen: Stigmatisierung als sozialer Definitionsprozeß. In: Brusten, Manfred/Hohmeier, Jürgen (Hrsg.): Stigmatisierung 1. Zur Produktion gesellschaftlicher Randgruppen. Darmstadt 1975, 5-24
- Jantzen, Wolfgang: Sozialisation und Behinderung. Studien zu sozialwissenschaftlichen Grundfragen der Behindertenpädagogik. Gießen 1974
- Keupp, Heiner: Psychische Behinderung. In: Albrecht, Günter/Groenemeyer, Axel/Stallberg, Friedrich W. (Hrsg.): Handbuch sozialer Probleme. Opladen 1999, 609-631
- Kohn, Melvin L./ Naoi, Atsushi/Schoenbach, Carrie/Schooler, Carmi/Slomczynski Kazimierz M.: „Position in the Class Structure and Psychological Functioning in the United States, Japan, and Poland.“ In: American Journal of Sociology 95 (1990), 964-1008.
- Lamnek, Siegfried: Theorien abweichenden Verhaltens. München 1996
- Lipp, Wolfgang: Selbststigmatisierung. In: Brusten, Manfred/Hohmeier, Jürgen (Hrsg.): Stigmatisierung 1. Zur Produktion gesellschaftlicher Randgruppen. Darmstadt 1975, 25-54
- Lofland, John: Deviance and Identity. Englewood Cliffs 1969

- Mignolo, Walter: *Local Histories/Global Designs. Coloniality, Subaltern Knowledge, and Border Thinking*. Princeton 2000
- Neubert, Dieter/Billich, Peter/Cloerkes, Günther: Stigmatisierung und Identität. Zur Rezeption und Weiterführung des Stigma-Ansatzes in der Behindertenforschung. In: *Zeitschrift für Heilpädagogik*, 42. Jg. (1991), Heft 10, 673-688
- Peters, Helge: Da werden wir empfindlich. Zur Soziologie der Gewalt. In: Lamnek, S. (Hrsg.): *Jugend und Gewalt. Devianz und Kriminalität in Ost und West*. Opladen 1995, 277-290
- Peters, Helge: Soziale Probleme. In: Schäfers, Bernhard/Zapf, Wolfgang (Hrsg.): *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. 2001, 617-628
- Pinker, Steven: *The Blank Slate. The Modern Denial of Human Nature*. New York 2002
- Quijano, Anibal: Colonialidad del poder y Clasificación Social. In: *Journal of World-System Research*, VI, 2. Summer/Fall 2000, 342-386
- Sack, Fritz: Neue Perspektiven in der Kriminologie. In: Sack, Fritz/König, René (Hrsg.): *Kriminalsoziologie*. Frankfurt 1968
- Singer, Peter: *The Expanding Circle: Ethics and Sociobiology*. New York 1981
- Thimm, Walter: Soziologie-Soziologie der Behinderten-Rehabilitation. In: Thimm, Walter (Hrsg.): *Soziologie der Behinderten*. Neuburgweier 1972, 9-22
- Wallerstein, Immanuel: *The Modern World System, Vol. I, Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*. New York 1974
- Weber, Max: *Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus*. Bodenheim 1976
- Wetzel, Ralf: Zur organisationalen Verfestigung von Behinderung. Über den kollektiven Umgang mit Differenz anhand neuerer organisationstheoretischer Sprachangebote. In: *Soziale Probleme*, 13. Jg., (2002), Heft 2, 185-209
- WHO: *International Classification of Impairments, Disabilities, and Handicaps*. Genf 1980
- Willems, Herbert: Tendenzen der Gegenwartskultur: Zwischen Normalismus und Vergewöhnlichung. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Bd. 11, 3 (2001), 297-317
- Wocken, Hans: Leistung, Intelligenz und Soziallage von Schülern mit Lernbehinderungen. Vergleichende Untersuchungen an Förderschulen in Hamburg. In: *Zeitschrift für Heilpädagogik* 51 (2000), 492-503
- Zinsmeister, Julia: Einführung. In: Zinsmeister, Julia (Hrsg.): *Sexuelle Gewalt gegen behinderte Menschen und das Recht*. Opladen 2003, 11-17

Markus Dederich

Behinderung, Körper und die kulturelle Produktion von Wissen – Impulse der amerikanischen Disability Studies für die Soziologie der Behinderten

Die Gegenüberstellung von Subjektivismus und Objektivismus hat in der Soziologie eine lange Tradition, die sich in ihrer klassischen Phase beispielsweise in den Gegensätzen zwischen Durkheim und Max Weber manifestiert hat und so gegenläufige Theoriekonstruktionen wie die phänomenologisch orientierte Soziologie einerseits und Strukturfunktionalismus und Systemtheorie andererseits hervorgebracht hat. Es gibt aber auch Versuche, geläufige Gegensätze wie Lebenswelt und System, Phänomenologie und Strukturalismus, Individuum und Gesellschaft sowie die häufig mit ihnen gekoppelte wissenschaftstheoretische und methodologische Entgegensetzung von Verstehen und Erklären und interpretativem und normativem Paradigma zwar anzuerkennen, sie jedoch nicht als sich ausschließende Zugänge zur sozialen Wirklichkeit zu sehen. Die nachfolgenden Ausführungen gehen von der Hypothese aus, dass ein soziologisches Verständnis von ‚Behinderung‘ nur in einem theoretischen Kontext angemessen erfasst werden kann, der eine Verknüpfung beider Theorieperspektiven leistet. Dabei werde ich auf sozialkonstruktivistische und wissenssoziologische Hypothesen sowie auf einige Denkmodelle zurückgreifen, die von US-amerikanischen, im Feld der Disability Studies tätigen Wissenschaftlern entwickelt wurden. Danach, so möchte ich zeigen, ist der menschliche Körper der ‚Ort‘, an dem sich der Zusammenhang und das Ergänzungsverhältnis beider Perspektiven aufzeigen läßt.

1. Die gesellschaftliche Produktion von Wissen

Die Soziologie befasst sich mit Strukturen und Gesetzmäßigkeiten sozialen Handelns und sozialer Beziehungen. Sie erforscht die Entstehung, die Funktion und den Wandel gesellschaftlicher Gebilde, Strukturen und Institutionen. Sie fragt, wie Gesellschaft ‚Wissen‘ und Handlungsformen erzeugt und den